Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 22

Artikel: Sibylle [Schluss]

Autor: Binz, Cajetan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637107

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

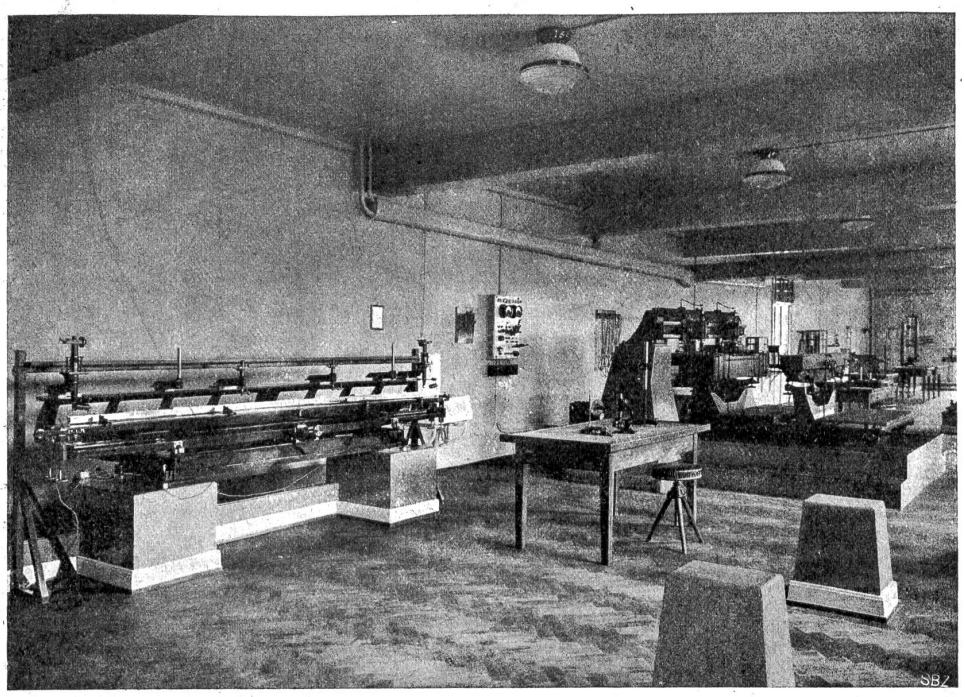
Chronographen der Laboratorien reguliert. Im gleichen Raum sind auch die Präzisionswagen aufgestellt, die zur Vergleichung der Normalgewichte mit den Prototypgewichten dienen. Man benützt als solche einen Kilogrammzylinder aus Platiniridium und einen aus Platin.

In einem besondern Raume sind Apparate aufgestellt für die Prüfung der verschiedenen Systeme von Gasmessern. Ein dritter ist bestimmt für die Systemprüfungen von Wassermessern. Hier ist auch eine hydraulische Presse für 10,000 Kilogramm Pressung. Das Institut besitzt auch eine eigene Eismaschine zur Herstellung tiefer Temperaturen.

Die Laboratorien bedürfen vielfach auch der elektrischen Kraft. Der Strom wird vom städtischen Werk geliefert und von eigenen Transformatoren in die benötigten Formen umgesetzt. Unsere Abbildung auf Seite 258 verzeigt einen Blick in den Prüfungsraum für elektrische Meßinstrumente. Die Apparate sind meist deutscher Herkunft, von Siemens & Halske, Berlin. Die Ablesung der Maße geschieht auch hier durch Fernrohre und zwar sind diese an von der Decke herabhängenden eisernen Gerüsten montiert.

Zwei weitere Säle sind für thermometrische Untersuchungen eingerichtet. (Vergl. Abb. auf S. 258.) Auch hier sind die Instrumente von äußerster Feinheit. Ein dritter Raum dient zu photometrischen Messungen; hier werden die Beleuchtungsstärken bestimmt.

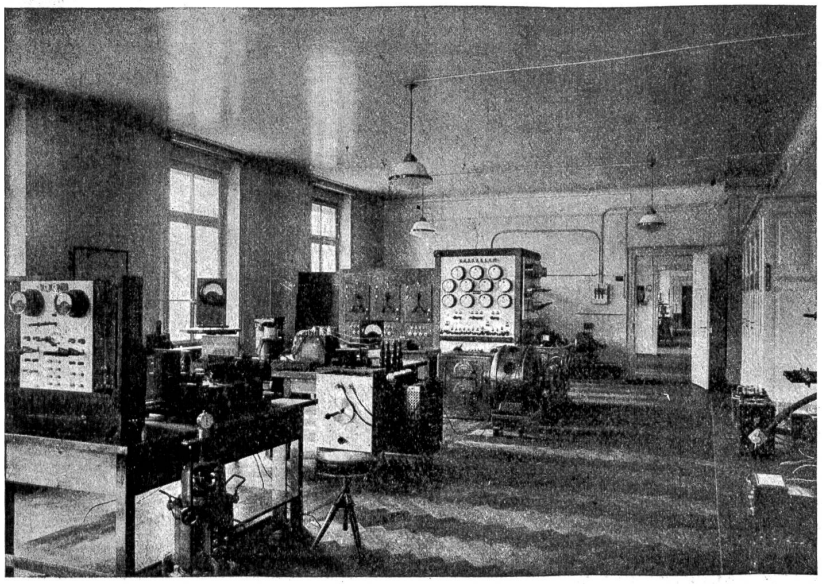
Eigene Räume haben auch die Einrichtungen für die Prüfung von Quecksilberbarometern, Aneroiden, Manometern, Hygrometern, Aneometern usw. (Siehe Abb. auf S. 258.) Als Normalmeßinstrument für genaue Messungen des Atmosphärendruckes dient ein Barometer von 14 mm Rohrweite. Als Kontrollinstrumente für Hygrometer (Feuchtigkeitsmesser) wird das Aspirationspsychrometer von Aßmann gebraucht.



Komparatorensaal für Längenmasse und Gewichte.

Endlich besteht ein Raum für aräometrische und alkoholometrische Untersuchungen, mit den nötigen Kontroll- und Gebrauchsnormalen ausgestattet.

Das Gebäude besitzt ein chemisches Laboratorium, ein Gravieratelier und eine eigene mechanische Werkstätte zur Anfertigung von Hülfsapparaten aller Art mit zugehörigem Lötraum und Materialmagazin. Der Vollständigkeit halber seien die Dachstockräume erwähnt für die Materialvorräte u. s. w. Eine Reihe Zimmer dienen der Verwaltung. Ein großer Saal dient zu Konferenzen und zur Abhaltung von Instruktionskursen.



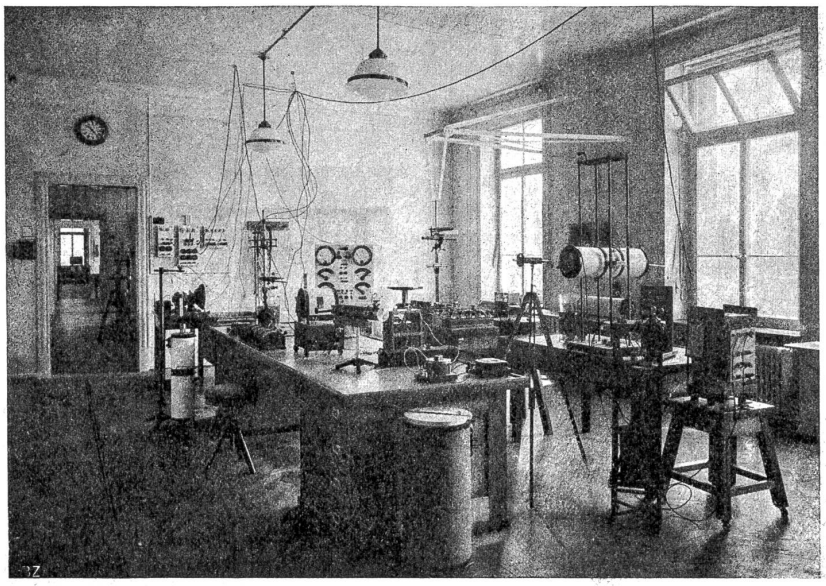
Prüfungsraum für elektrische Messinstrumente.

Sibylle.

Von Cajetan Binz. (Schluß.)

In dieser duftenden, sternschimmernden Mainacht konnte die Sibylle Freytag kein Auge zutun. Sie hatte sich ganz heimlich aus dem Ruder, das er geführt, einen Span herausgeschnitten und darauf geschrieben: Zur Erinnerung an den achten Mai. Und nun hatte sie das Stücklein Holz bei sich im Bette und drückte es in einemfort an ihre Lippen, wie eine Reliquie. Und da war ihr, als fühlte sie den Duft seiner Hand, also daß sie vor Sehnsucht fast vergehen mußte. Sie stand auf und ging ans Fenster. Und schaute hinaus in das endlose Wasser, aus dem leise Geräusche emporstiegen und eine frische Kühle zu ihr drang. Sie glaubte im sanften Schimmer des Mondlichts den weißen Kirschbaum zu sehen und die silbernen Geleise alle, die heute nachmittag ihr Kahn gezogen hatte. Und sie fühlte zum ersten Male stark und

schonungslos, daß sie nie mehr von dem Manne lassen konnte, der wie eine brennende Sonne in ihr stilles Blumen-



Raum für thermometrische Messungen. (Hohe Temperaturen.)

leben gerollt war und ihr alle Säfte sehnsüchtig glühen und sieden machte.

Das Lied des Sees aber wurde immer trauriger, je länger sie am Fenster stand und in die Zukunft sann. Und zuletzt war es so traurig, daß die Sibylle schmerzlich weinen mußte. Da schloß sie das Fenster. Und lange, lange nachher schlief sie ein. — —

Der andere Tag war ein Sonntag. Ein Maisonntag, voll von Sonnenglanz und Blütenduft. Die Sibylle hatte heute viel zu tun. Aber sie war müde und blaß. Denn eine wirre Nacht lag hinter ihr, und zudem kam heute der Doktor nicht. Nie kam er am Sonntag. Darum haßte sie die Sonntage und all die festlichen Leute, die lärmend in die wehmütige Stille des Sees hinausfuhren.

Gegen Abend legte sich eine sonderbare Unruhe in ihre Brust. Als sein Schiff zurückkam, gab sie es niemand mehr. Es war ihr, als müßte er doch noch kommen. Weil es gestern so schön war und sie die ganze lange Nacht an ihn gedacht hatte.

Und er kam. Aber an seiner Seite ging ein schönes Mädchen in kostbarem weißem Frühlingsgewand. Sibylle wollte ins Haus fliehen, aber es war zu spät. So mußte sie der fremden Dame das Schiff halten. Der Doktor war sehr zärtlich mit ihr. Er gab ihr die Hand, daß sie beim Einsteigen nicht stürzte. Sibylle sah den kleinen Fuß vor ihren Augen und ein wunderbarer Duft schlug ihr in die Nase, wie ihn ein wohlgepflegter, schöner Leib ausströmt. Sibylle haßte dieses Mädchen. Sie ließ den Kahn los, daß er wild schwankte und die Fremde beinahe den Boden verlor. Das tat ihr wohl. Aber der Doktor fuhr sie an: „Könnt Ihr das Schiff nicht halten, Sibyll?" Das sprach er so kalt und so erbarmungslos, wie man einen Hund schilt, der sich nicht ducken will. Es traf die Sibylle tief ins Herz. Sie beugte den Kopf, daß sie ihm nicht ins Gesicht sehen mußte. Sie biß sich in die Lippen vor Eifersucht und vor Scham, und als der Kahn langsam im Golde des Abends ertrank, eilte sie in ihr Zimmer und weinte bitterlich.

Was soll ich noch sagen von all dem Weh, das die junge Seele durchwühlte? Es ist so bitter, zu fühlen, daß man arm ist und darum kein Recht auf das Glück hat. Sibylle fühlte es bis in die letzte Faser ihres Leibes. Sie sah die große Kluft, aber sie fragte umsonst, warum sie da war. Der Himmel hatte ihr den Einzigen gezeigt, und jetzt, da sie ihn liebte bis zum Sterben, wollte er ihn nicht geben. Grausames, hartes Schicksal! Und sie liebte so sehr wie die andere. O nein, viel, viel inniger liebte sie! Sie würde sterben noch diese Nacht, wenn sie nur einmal ihn küssen könnte. Aber die andere war eine reiche. Und ihr Körper duftete süßer als Lindenblust im Maienregen.

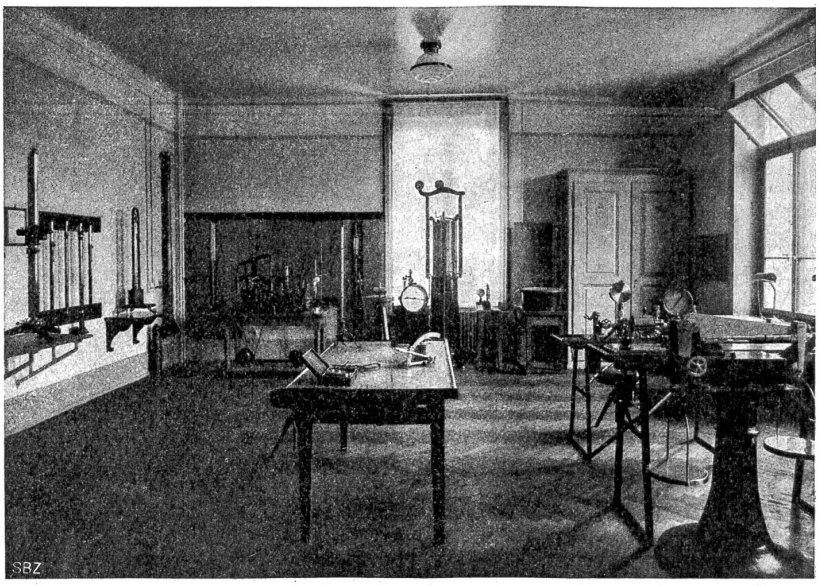
So war das Mädchen allein in seiner Qual, zermartert von Liebe und Sehnsucht und Eifersucht. Und niemand konnte ihr helfen. Nur der milde Abend war voll trostreicher Wehmut und der See rauschte immer, immer. — —

Sibylle sah die beiden heimkommen. Aber sie ging nicht, um den Kahn festzubinden. Trotzig stand sie unter der Tür und biß sich die Lippen blutig.

Als das Paar an ihr vorüberrauschte, haschte sie die Worte des Doktors auf: „Du, noch nie war es so schön!" So weich und innig hatte sie ihn noch nie sprechen hören. Und sie sah, wie er besorgt war um die feine Geliebte. Er hüllte sie sorgsam in den Mantel und legte ihr einen seidenen Schleier um den Hals.

Noch nie war es so schön! Es wollte der Sibylle fast das Herz abbrechen, als sie dachte, daß es für sie noch nie so herrlich war wie gestern. Und daß es nie mehr so werden würde.

Eine wunderbare Sehnsucht kam in ihre Seele. Aller Schmerz und jede Bitterkeit verging. Und eine leise Traurigkeit schauerte wie ein zarter Wind durch ihr Sein. Sie ging hinab an den Strand und löste das Schiff, das eben mit den zwei glücklichen Menschen angekommen war. Und saß schweigend hinein und fuhr mit sanften Ruderschlägen in das schlummernde Glück ihres einzigen Freundes.



Raum für barometrische, manometrische und hygrometrische Messungen.

Sie suchte den gleichen Weg zu gehen, den sie gestern mit dem Doktor gemacht hatte. Sie glaubte auch, er sitze da vorn und lese in dem schönen goldenen Buche. Und sie wartete, daß er zu sprechen anfange. Aber er schwieg. Nur der Nachtwind hatte wunderliche Töne und die Ruder sangen. Und unter dem Kahn gurgelte das Wasser. Sibylle hielt inne und legte den wirren Kopf in beide Hände und hörte in ihrem Schmerze all die feinen sehnsüchtigen Stimmen. Ueberall rief es ihren Namen. Aber nicht er rief, sondern eine andere Welt rief und lockte.

Sibylle spürte nicht, wie ihre Tränen in einemfort über die Wangen rollten. Sie merkte auch nicht, daß der Wind sie nah ans Ufer trieb. Sie hatte nur Ohr für das fremde wohltuende Weben und Lispeln der Nacht und sehnte sich nach Ruhe. Der Mond floh hinter eine Wolke. Nun war endloses Dunkel auf dem See. Da schaute die Sibylle mit großen wunden Augen auf. Der Kirschbaum des Geliebten duftete in der Nähe. Das ging so süß durch ihre kranke Seele. Da müßte es schön sein, zu ruhen, dachte die Sibylle. Aber ganz still und weiß und ihn nicht mehr sehen. Denn die blauen Augen machen so traurig.

Langsam stand das schlanke Mädchen auf. Und langsam ließ sie sich in die Flut gleiten, als wollte sie etwas Köstliches bis zur Neige genießen. Als der Mond wieder helle wurde, war der See still wie zuvor. Nur ein großer Ring glitzerte und breitete sich rasch aus, dem Ufer zu. Dort verging auch er. —

Noch in derselben Nacht suchte die geängstete Mutter ihr Kind. Boote fuhren lärmend in die schweigsame Nachtseele des Sees hinaus. Aber nach Stunden kehrten sie wieder zurück. Nichts hatten sie gefunden als den leeren Kahn. —

Es ist ein sonderbarer Zufall, daß Doktor Reinmann die junge Leiche finden mußte. Er sah sie am andern Morgen, als er unter seinem Kirschbaume der Ruhe genießen wollte. Die Wellen hatten die tote Sibylle liebreich an den Strand geschoben. Das dunkle Haar hatte sich aufgelöst und die Bräune im Gesicht war verblichen. Im milden Strahle der Maisonne war das Antlitz wie feiner, kostbarer Alabaster anzusehn. So lag das Mädchen friedlich in der träumenden Morgenfrühe, als ob sie dem Geliebten wartete.

Doktor Reinmann war tief erschüttert. Lange konnte er seinen Blick nicht von der Toten wenden, eine stille, unverstandene Kraft hielt ihn fest. Das kam von dem leisen Zug der Schmerzen, der um den blassen Mund lag, als müßte er der Welt das verborgene Martyrium einer reinen Mädchenseele offenbaren. „Davon wird niemand singen und sagen", ging es Doktor Reinmann durch den Sinn. Er aber fühlte mit aller Macht die erschütternde Gewalt dieser stillen Tragödie, es war als ob der See weinte und der Kirschbaum am ganzen Leibe zitterte. Tausend Fragen stürmten auf ihn ein, tausend ungelöste Rätsel plagten ihn. Aber der Mund, der einzig hätte reden können, blieb stumm.

Er verriet dem Doktor nicht, daß die Sibylle Freytag um seinetwillen gestorben war.

Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich.

Von Ed. Behrens.

I.

Eine sachliche Betrachtung des bisherigen Kriegsverlaufes müßte zum Schluß kommen, daß das wichtigste Ereignis dieser Entwicklung die Schlacht an der Marne gewesen sei. Objektive deutsche Beobachter geben den französischen Behauptungen von der überragenden und entscheidenden Bedeutung jener gewaltigen Schlacht für den fernern Gang des Krieges Recht. Entscheidend waren die genannten Kämpfe vor allem dadurch, daß sie Deutschland um jenen schnellen Erfolg betrogen, welchen es, als notwendige Vorbedingung eines großen allgemeinen Sieges, gegen Frankreich zu erstreiten hoffte.

Die Verlängerung des Krieges auf unabsehbare Zeit hat ihren Ursprung in der Marne-Schlacht, denn diese Schlacht ist gleichsam das welthistorische Symbol für einen der großartigsten Vorgänge, welchen die Geschichte kennt: Für das unerwartete Erwachen des französischen Volkes zur lebendigen, tätigen Einheit nach jahrzehntelanger, durch ein steriles und zugleich betäubendes Regierungssystem scheinbar vollendeter Resignation. So wurde Frankreich die Seele der antideutschen Koalition; es hat den Krieg als der Einzige unter Deutschlands Widersachern dank einer eigentümlichen und bewundernswert geschlossenen Weltauffassung gewissermaßen auch vergeistigt.

Die Verteidigung Frankreichs ist vor allem Sache des Volkes, Erfolg einer gleichsam freiwilligen Gemeinschaftsarbeit geblieben. Darin liegt die Größe, die tragische Größe unserer Schwesterrepublik; denn ein bedeutender Teil dieser Gemeinschaftsarbeit, ein starkes Maß dieses sozialen Willens scheint umsonst verausgabt, weil hinter ihr der starke Staat, die Organisation, die Methode fehlt, welche leider nicht improvisiert, sondern wohl nur durch Erziehung von Generationen erworben werden kann.

Die Erlebnisse der Pariser in den ersten Kriegsmonaten hat leider kein Francisque Sarcey aufgezeichnet; was der alte Georges Ohnet in seinem geschwätzigen „Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914" gibt, hält den Vergleich mit den sachlich wie menschlich so wertvollen Betrachtungen des berühmten Verfassers des „Siège de Paris", der Geschichte der Pariser Belagerung im Siebzigerkrieg, in keiner Weise aus, obgleich selbst das spärliche Tatsachenmaterial noch bewirkt hatte, daß Ohnets Chronik schon von der dritten Lieferung an durch die Regierung der Oeffentlichkeit entzogen wurde. Ein einsichtiger, skeptischer, für das Erfassen des Wesentlichen und des Gleichnishaften der Erscheinungen begabter Tagebuchschreiber hätte einen großartigen Stoff vorgefunden, denn vor der Ermordung des großen Sozialistenführers Jaurès — sehr wahrscheinlich durch Agenten der russischen Kriegspartei — bis zur Rückkehr der Regierung aus Bordeaux muß die französische Hauptstadt oft ungeheuerliche Tage erlebt haben.

Es sei an die Zeit unmittelbar vor Kriegsausbruch erinnert. Am 31. Juli wird Jaurès ermordet. Eine Revolte droht. Das furchtbare Wort: Verrat! geht um. Schon sind die Vorstädte der Zerstörungsgier des Pöbels anheimgefallen. Ueberall werden Zweifel an der Schlagfertigkeit des Heeres laut. Hatte doch ein Mitglied der Regierungspartei — der Senator Humbert — noch Mitte Juli vor versammeltem Parlament an Hand eines reichen Materials behauptet und nachgewiesen, daß die Festungen an der Ostgrenze im Kriegsfall nicht standhalten könnten, die wichtigsten Korpsverbände an Munitionsmangel und ungenügender Ausrüstung litten und eine den modernen Bedürfnissen entsprechende schwere Artillerie überhaupt nicht vorhanden sei. Der Heeresleitung wurde kein Vertrauen entgegengebracht. Die Generäle galten als die Schützlinge politischer Cliquen, Vertreter der Freimaurer-Bünde — eine Schätzung, welche zum Teil auch stimmte. Das latente Mißtrauen des Volkes gegen die gering geachtete, sich in Kämpfen um persönliche Interessen aufreibende radikale Republik offenbarte sich ganz elementar. So geschah es, daß die Soldaten ohne Begeisterung, von bangen Ahnungen gepeinigt, in den endlosen Militärzügen gegen Norden fuhren, wie Opfer zur Schlachtbank. Die Erinnerung an ihrer Väter und Großväter Schmach und Unglück, an 1870, die eingeborene Furcht vor den Söhnen der alten Sieger beengte und beschwerte sie.

Für die düstere Stimmung unter den Zurückgebliebenen sorgten die hervorragend ungeschickt hergestellten offiziellen Kriegsberichte, denn bald ward klar, daß die ersten Siegesmeldungen grober Täuschung entstammten. Hunderttausende von Flüchtlingen aus dem Norden verbreiteten die im Stillen zum voraus gefürchtete Kunde vom alles niederwerfenden,